

Zeitschrift: Saiten : Ostschweizer Kulturmagazin
Herausgeber: Verein Saiten
Band: 25 (2018)
Heft: 274

Rubrik: Kultur

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 19.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Kultur

Zeitlos

Grenzenlos

Bilderreich

Unglücks-Los

Schlüssellos

Wortreich

Papstlos

Schwereelos

Klangreich



Galeriengeschichte als Mediengeschichte: das Materialbuch *33 Jahre Galerie Susanna Kulli.*

Text: Corinne Schatz, Bild: Thomas Hirschhorn (Buchcover)

Nun ist es da und liegt gross und schwer in den Händen, das Buch von und über Susanna Kulli, respektive ihre Galerie, herausgegeben von Max Wechsler und gestaltet von Peter Zimmermann. Den Hauptteil des Buches bilden Artikel aus Zeitungen, Zeitschriften und anderen Publikationen, die ganzseitig abgebildet sind.

«Ich wollte einen Blick von aussen», erklärt Susanna Kulli ihre Idee. Dieser erfolgt zusätzlich in einleitenden Texten von Max Wechsler, Hans Rudolf Reust, Gabriele Detterer, dem Physiker und Neurowissenschaftler Ingo Rentschler und dem Philosophen Marcus Steinweg. Den Blick von innen geben der Bildteil zu den Ausstellungen sowie die komplette Folge der 14 Künstlergespräche, die bisher nur teilweise in kleinen Editionen erschienen waren.

Der Wandel der Presselandschaft

Ist es ein Zeichen der Zeit? Dass innerhalb einer Woche das Buch über die Galerie Susanna Kulli und das letzte Parkett erschienen sind? Und beide nach 33 Jahren? Eine «33-Jahre-Zeitkapsel» nennt die Parkett-Redaktion ihre 101 Bände auf der Webseite. Der Begriff passt auch zu Susanna Kullis Buch.

Blättert man durch die Zeitungs- und Zeitschriftenartikel, begibt man sich auf eine Zeitreise, die nicht nur durch die Ausstellungsrezensionen, sondern durch unzählige andere – auch nicht kulturelle – Ereignisse führt, die auf den Seiten besprochen werden. So hinterlassen die 80er-Jahre und die kulturelle Aufbruchsstimmung in St.Gallen auch in den Medien ihre Spuren. Zwar verlangen die Redaktoren, zum Beispiel im «St.Galler Tagblatt» zeitweise, in einem Artikel gleich zwei bis drei Ausstellungen zu besprechen – «Galerierundgang» nannte sich das bei Kritikerinnen und Kritikern eher unbeliebte Format.

«Die Ostschweiz» zeigt sich bis zu ihrer Einstellung 1997, und obwohl sie als katholisch-konservatives Blatt gilt, gelegentlich weltoffener in Bezug auf die neuen künstlerischen Tendenzen, die ihren Weg in die damals zahlreichen Galerien und ab 1985 in die Kunsthalle nach St.Gallen finden. Dies hatte die Zeitung sicherlich dem früh verstorbenen Roland Mattes zu verdanken, der mit seinen sensiblen und tiefgründigen Texten das kulturelle Geschehen in Stadt und Region reflektierte. Es ist eine der zahlreichen Stimmen, die irgendwann und aus verschiedenen Gründen verstummen.

Mitte der 90er-Jahre werden die Artikel im «Tagblatt» über Kunst, zumindest wenn sie in St.Gallen stattfindet, immer kürzer, rutschen zum Seitenende, in die äusserste Spalte. Manchmal sucht man auf der Seite lange, bevor man das kleine Kästchen unter dem Titel «ausgestellt» mit den circa 1500 Zeichen – meist ohne Bild – entdeckt, die für eine Rezension über eine Ausstellung von Armleder, Rockenschaub oder Mosset genügen müssen. Erst nach der Jahrtausendwende darf es wieder «es bitzeli meh sii», dafür verschwinden die Kultur-Seiten zugunsten eines thematisch wieder sehr heterogenen Focus-Bunds.

Die Presselandschaft, die sich im Buch ausbreitet, wird zunächst internationaler. «artforum», «Flash Art International» und andere, neue Kunstzeitschriften berichten, doch etliche, wie «neue bildende kunst», «Noema» oder «Artis» verschwinden auch wieder. Dafür tauchen in den letzten Jahren Texte aus Webseiten auf oder Magazine wie «Art Invest», die erahnen lassen, dass ein Kunstwerk nicht mehr in erster Linie ein «Gegenstand zum geistigen Gebrauch» (Max Bill), sondern ein Anlageprodukt für Investoren ist. Die Künstlerinnen und Künstler werden nun in pekuniären Hitparaden gefeiert.

So geben diese Seiten nicht nur einen Blick auf die 33-jährige Tätigkeit der Galeristin und der von ihr vertretenen Kunstschaffenden, sondern sie widerspiegeln die Entwicklung der Kunstwelt, der Medienlandschaft und Rezensionskultur, sowie der lokalen Geschichte mit all dem «Beigemüse», das sich jeweils um die Kunstartikel versammelt, von der Vereinschronik bis zu einem historischen Foto der Begegnung des Dalai Lama mit Mao aus dem Jahr 1954.

Politik ohne Kunstverstand

Ein eigenes Kapitel ist dem «Hirschhorn-Skandal» gewidmet, der 2004 in eine heftige Debatte über die Freiheit der Kunst mündete – wohl seit dem Aufruhr um Hodlers Fresko *Rückzug von Marignano* im Landesmuseum hundert Jahre zuvor einer der grössten Kunstskandale, die das Land je erschüttert haben, und für den das Parlament die Pro Helvetia mit einer Budgetkürzung von einer Million Franken bestrafte.

Die Text-Auswahl auf 50 Seiten offenbart vor allem eines: Eine Mehrzahl der Politiker und Journalistinnen machten sich nicht einmal die Mühe, die Ausstellung im Centre Suisse in Paris, respektive die Inszenierung von Schillers *Wilhelm Tell* selber anzusehen, die darin aufgeführt wurde. Dort fand jene Szene statt, in der ein Schauspieler einen Hund spielt und vor einem Porträt des damaligen Bundesrats Christoph Blocher das Bein hebt – der eigentliche Ursprung des ganzen Aufruhrs. Die Undifferenziertheit der Berichterstattung ist erschütternd, und aus dem Meer von Empörungsschreibern heben sich nur einzelne besonnene Stimmen hervor – dies am Vorabend der Ausbreitung von Social Media und ihrer Shitstorms.

Von der gegenseitigen Treue

Mit einer Auswahl von Aufnahmen aus den Ausstellungen kann man noch einmal durch die vier sehr unterschiedlichen Räume wandern, die Susanna Kulli mit einem kuratorischen Geschick bespielt hat, das immer wieder aussergewöhnliche Kunsterlebnisse ermöglichte. Vom kleinen Raum mit dem grossen Fenster an der Rosenbergstrasse wechselte sie zuerst zur riesigen Loft im Lagerhaus an der Vadianstrasse, wie man sie damals in vergleichbarer Qualität höchstens in den Hallen für Neue Kunst in Schaffhausen oder in den nach Chelsea expandierenden Galerien in New York fand.

Die nächste Station war das alte Lagerhaus an der Davidstrasse, wo sich bereits die Kunsthalle eingerichtet hatte. «Ein bisschen trashig, aber okay», meinte Gerwald Rockenschaub dazu, der diese Räume im Zuge einer Ausstellung auch gleich architektonisch gestaltete. 2004, als die Galeristin St.Gallen den Rücken kehrte, ging es schliesslich nach Zürich, an die Dinerstrasse im Kreis 4; ein kleiner, schmucker Raum mit Parkett und Fenstern zur Strasse.

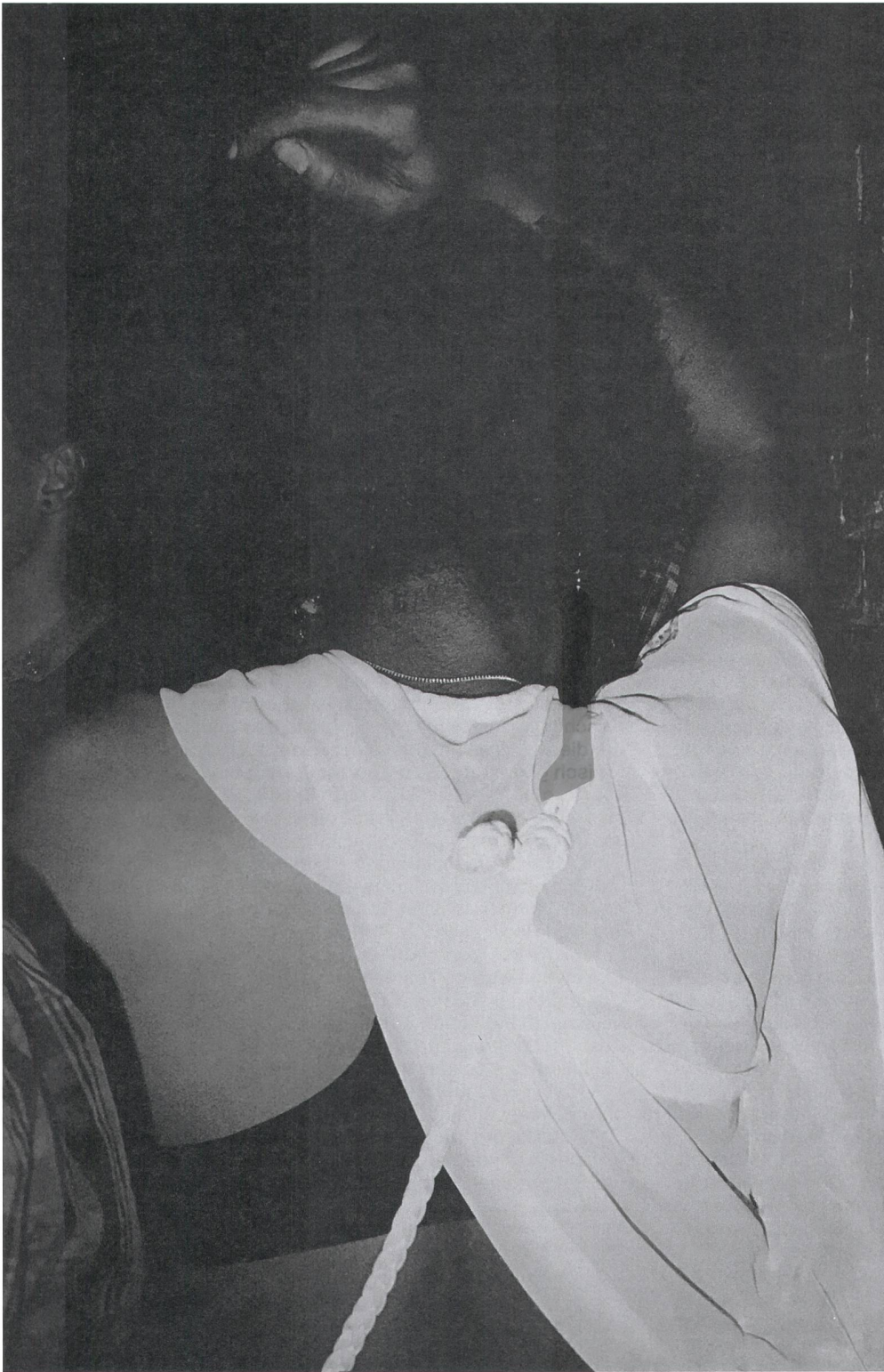
Man begegnet den Künstlerinnen und Künstlern, die kamen und gingen, und vor allem jenen, die blieben, zum Teil seit den ersten Jahren, wie John Armleder, Olivier Mosset, Gerhard Merz, Gerwald Rockenschaub, Adrian Schiess, Thomas Hirschhorn, Peter Z. Herzog, später Shila Khatami, Silvie Defraoui und anderen. Diese gegenseitige Treue ist eine der am häufigsten genannten Qualitäten der Galeristin. Dazu kommt das präzise geführte Archiv, gesammelt in 18 Laufmetern Ordnern und Boxen, das dieses Buch erst ermöglichte und das sie Anfang Jahr der Zürcher Zentralbibliothek als Schenkung übergeben hat, wo das Material nun für die Forschung zugänglich ist und seinerseits eine kostbare Zeitkapsel bildet.

Es ist ein Buch geworden, in dem man gerne stöbert, voller freudigem Wiedersehen, Trouvaillen und Überraschungen. Kurzum: Ein würdiger Abschluss für ein 33 Jahre währendes Abenteuer.

Max Wechsler und Peter Zimmermann (Hrsg.): *33 Jahre Galerie Susanna Kulli. Ein Materialbuch.* Edition Susanna Kulli 2017, Fr. 120.–

susannakulli.ch

Tomorrow ist now, kid!



Das Buch zur Ausstellung von Georg Gatsas im Kunstmuseum St.Gallen: In *Signal The Future* widmen sich vier Autoren den hyperkapitalistischem London und dem Sound seiner Subkulturen.

Text: Corinne Riedener, Bild: Georg Gatsas (Buchcover)

Georg Gatsas ist einer, der die Nase im Wind hat, die Welt im Blick und die Zukunft im Kopf. Davon zeugen auch seine Arbeiten als Fotograf: In New York beschäftigt er sich Mitte der Nullerjahre mit den Industrial-Pionieren, später in London widmet er sich der florierenden Dubstep- und Grime-Szene, und seine jüngste Serie führte den gebürtigen Rorschacher nach Südafrika, wo er die treibenden Kräfte der überbordenden Musik- und Kunstszene in Johannesburg abgelichtet hat.

Seine Bilder sind nicht einfach nur Fotografien. Auch Jahre später ist Gatsas noch mit vielen seiner Protagonistinnen und Protagonisten in Kontakt, diese vernetzen sich untereinander und verwenden seine Arbeiten regelmässig auch für eigene Zwecke. Deshalb einen narrativen Bogen um sein Werk zu spannen, wäre aber der falsche Ansatz, denn die Geschichten hinter den Menschen sind so unterschiedlich wie komplex und die jeweiligen Szenen alles andere als homogen, nicht zuletzt, weil sie meist im Kontext von «global cities» entstanden sind, sprich an Orten, die zwar geografisch einigermaßen begrenzt, aber gleichzeitig extrem flüchtig, unbeschreiblich und transkontinental vernetzt sind.

Der scheinbare rote Faden in Gatsas' Werk ist die Musik; der Bass und das Subversive. Seine Bilder bergen aber weitaus mehr als den situativen Einblick in vermeintliche Subkulturen. Sie erzählen vom urbanen Leben, von Gemeinschaft, Gentrifizierung, prekarierten Lebensumständen, zu Tode ökonomisierten Innenstädten, vom ständigen Unterwegs-Sein und von der postmigrantischen Vielheit. Am besten gefällt mir, dass Gatsas praktisch nie in die sonst überall grassierende Nostalgie verfällt. Seine Bilder sind jenseits gängiger Zuschreibungen und haben, wenn überhaupt, nur eine Richtung: vorwärts.

Viele Stimmen, viele Ansprüche

Anlässlich der laufenden Gatsas-Ausstellung zum Manor-Kunstpreis 2016 im St.Galler Kunstmuseum ist im Dezember das Buch *Signal The Future* erschienen. Es enthält eine Auswahl seiner Werke seit 2008 – «ein Portrait aus London», wie er sagt, mit Fotos unter anderem von Kode9 vom Label Hyperdub, Flowdan, Visionist, Mary Ann Hobbs und Fatima Al Qadiri – und Essays von Mark Terkessedis, Rory Gibb, Mark Fisher und Adam Harper, die je einen Aspekt beleuchten und in Bezug zu Gatsas' Arbeiten setzen.

Der Autor und Migrationsforscher Terkessedis nimmt sich dem zukünftigen Sound der Parapolis an, der «quasi illegitimen «para»-Version der Polis», also der Stadt. «Dieser Ort ist nicht leicht zu begreifen. Viele Probleme müssen auf einmal bearbeitet, viele Stimmen gleichzeitig gehört und viele Ansprüche zu jedem Zeitpunkt miteinander vermittelt werden», schreibt er und fragt: «Können solche entgrenzten, unübersichtlichen und widersprüchlichen Städte einen Sound haben?»

Um ebendiesen «Sound», sofern er denn existiert, geht es in den Texten der Autoren Rory Gibb und Adam Harper. *Going viral: Verschobene Signale der Zukunft* titelt Harper und erklärt, wie Migration und die neuen digitalen Technologien die Plattformen, Möglichkeiten und Ästhetiken der Underground-Musikszene verändert haben und noch weiter tun werden. Rory Gibb schlägt etliche Brücken zwischen den Bildern von Gatsas, dem hyperkapitalistischen London und der Entwicklung von Dubstep, Grime oder UK Funky. Was die Zukunft der elektronischen Musik im heutigen London angeht, kommt er zu einer durchaus positiven Message: «Tomorrow ist now, kid!»

I can't take no more

Der Essay des Kulturwissenschaftlers Mark Fisher trägt den Titel «If I trust you»: *London jenseits des Kapitalistischen* und zeichnet ein düsteres Bild der Gegenwart. «In London waren wir alle Laborratten in einem nicht-offiziellen Experiment, dessen Ziel es war zu entdecken, wie weit die Neoliberalisierung gehen kann», schreibt er. «Wie weit kann das Kapital eine Bevölkerung unterjochen, bevor die Verhältnisse unerträglich werden? Scheinbar konnte die Stadt nur wegen der Beharrlichkeit ihrer Einwohner so lang funktionieren.»

Der Neoliberalismus sei in Wahrheit keine politische Ideologie, sagt Fisher, sondern «ein alles durchdringendes Programm,

das unsere Fähigkeit zur Intimität ebenso sehr verwüstet hat wie es die Versorgung mit Sozialleistungen zerstört hat». Die Folgen: Entsozialisierung und der Verlust der Fähigkeit, sich gegenseitig zu vertrauen und umeinander zu kümmern.

Wie sehr er selber darunter leidet, beschreibt er anhand einer Zugfahrt nach London zwei Tage nach den Parlamentswahlen 2015, die von den Konservativen gewonnen wurde: «Die Verbindung ist unheimlich zwischen dem, was ich lese, wie ich mich fühle und was ich höre – eine einsame gesampelte Stimme, die «I can't take no more» singt. Während ich weine, bemerke ich, wie sich der Dunst aus niedrig gehängten Erwartungen und stiller Angst aufgelöst hat, der Grauschleier einer mich umhüllenden Depression hat sich in einen alles zerreisenden Kummer verwandelt.» Sein bewegender Essay liest sich wie eine Ankündigung, auch wenn er mit einer zagen Hoffnung endet: Mark Fisher hat sich am 13. Januar 2017 das Leben genommen.

Die Zukunft ist nicht weiss

Die Essays zu den Bildern von Gatsas sind durchaus bereichernd, haben allerdings einen Schwachpunkt, denkt man an den Titel des Buchs, *Signal The Future*: Sie wurden alle von weissen Europäern geschrieben. Die Zukunft ist nicht weiss, und sie ist auch nicht männlich. Eine weibliche Stimme und/oder eine «of colour» hätten der intellektuellen Auslegeordnung gut getan, denn wenn es um die Zukunft geht, müssten sie ebenfalls zu Wort kommen und nicht nur abgebildet werden.

Er habe es ja versucht, erwidert Gatsas auf diese Kritik, aber alle kompetenten weiblichen oder nicht-weissen Autoren seien leider ausgebucht gewesen, in der Zeit, in der das Buch entstanden ist. Vermutlich ist der Anspruch, Frauen und People of colour bewusst sicht- und hörbar zu machen, ohnehin noch viel zu sehr im Heute verhaftet, wo derartige Kategorien nach wie vor eine Rolle spielen.

Die Zukunft sollte kein Geschlecht und keine Hautfarbe haben, sondern vielmehr die Möglichkeit, gemeinsam alles und nichts zu sein. Ähnlich wie Terkessedis das Label PAN beschreibt, das auf jegliche Bezeichnungen für seine Musik verzichtet: «Bei Pan gibt es keinen verbindenden Sound, keine Idee vom «nächsten grossen Ding», keine Jugendkultur, keinen lokalen Bezug – im Zentrum stehen allein das Experiment und die Möglichkeit der Zusammenarbeit.»

Georg Gatsas, Kunstmuseum St.Gallen (Hrsg.): *Signal The Future*. cpress Zürich und Loose Joints London, 2017, Fr. 42.–

Georg Gatsas – Are You... Can You... Were You?: bis 11. Februar, Kunstmuseum St.Gallen

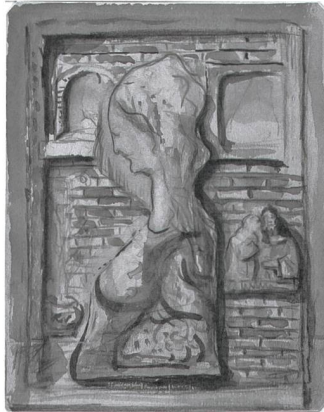
Lecture & Screening mit dem südafrikanischen Künstlerkollektiv CUSS GROUP: 8. Februar 19 Uhr, im Anschluss Konzert im Palace St.Gallen

kunstmuseumsg.ch

Anstaltsinsassen schreiben Kunstgeschichte

Das Museum im Lagerhaus zeigt «Schweizer» Arbeiten aus der Sammlung Prinzhorn. Eine eindrucksvolle Werkgruppe des «gemütskranken» Bildhauers Karlmax Würtenberger ergänzt die Doppelausstellung.

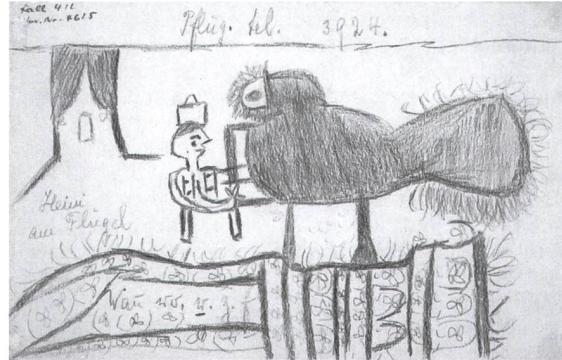
Text: Wolfgang Steiger



Karl Maximilian Würtenberger (1872–1933): *Ohne Titel*



J. N. Wintsch (1871–1944): *Dr. Mayer-Grosz*



Anonym (Fall 412, weiblich): *Heini am Flügel*

Der Blick in die Vitrine am Anfang des Rundganges hilft als Einstieg in die Ausstellung. Hier drin ist das Who is who der Art Brut aus Psychiatrie, Kunst und Kunstvermittlung versammelt: Hans Prinzhorns Standardwerk *Bildnerie der Geisteskranken* von 1922 liegt neben dem fast gleichzeitig erschienenen Buch von Walter Morgenthaler über Adolf Wölfli *Ein Geisteskranker als Künstler*; vom Kunstvermittler Harald Szeemann und vom expressionistischen Maler Ernst Ludwig Kirchner sind Fotos ausgelegt; während das Buch *Ludwig Binswanger. Die unendliche Heilung - Aby Warburgs Krankengeschichte* zum Thema Art Brut aus der Reihe tanzt.

Hans Prinzhorn legte für die Psychiatrische Universitätsklinik Heidelberg eine «Lehrsammlung» von Bildern, Texten und Objekten von Patienten an. In einem Rundschreiben an psychiatrische Anstalten im deutschsprachigen Raum bat er um ausdrucksstarke Patientenarbeiten. Auch Schweizer Kliniken, Anstalten und Sanatorien schickten in der Folge Werke nach Heidelberg. Die Kantonale Psychiatrische Klinik Herisau beteiligte sich mit sieben Künstlerinnen und Künstlern.

Unendliche Anregungen

Walter Morgenthaler war Psychiater in der Irren-, Heil- und Pflegeanstalt Waldau bei Bern. Sein revolutionärer Beitrag zur Art Brut war die Benennung des Patienten als Künstler. Durch ihn gelangte eine Zeichnung von Adolf Wölfli (1864–1930) in die Sammlung Prinzhorn. Die legendären Ausstellungen von Harald Szeemann machten schliesslich aus Wölfli eine Grösse in der Kunst jenseits aller Genrengrenzen. Szeemann entdeckte auch das künstlerische Werk des Weinbauern Heinrich Anton Müller (1865–1930), der in der kantonalen Irrenanstalt Münsingen hospitalisiert war. Müller stellte aus Abfallmaterialien nutzlose Maschinen her, was Jean Tinguely zu seinen Kunstmaschinen inspirierte.

Eine These der Ausstellung stellt eine Wechselwirkung zwischen Else Blankenhorn (1873–1920), Patientin des Nobelsanatoriums Bellevue in Kreuzlingen, und dem Maler Ernst Ludwig Kirchner her. Der nervlich zerrüttete Kirchner begab sich 1917 in die Klinik, in der die Tochter aus grossbürgerlichem Karlsruher Haus schon seit über zehn Jahren lebte. Kirchner sah dort Else Blankenhorns Bilder, deren «feines Gefühl für Farben» ihn beeindruckte. Die Ausstellung zeigt ihr Gemälde des *Roten Reiters*. Schon bald konnte Kirchner dank der Behandlungsmethoden des Psychiaters Ludwig Binswanger mit neuem Schaffensdrang

nach Davos zurückkehren. Der Aufenthalt im Bellevue habe ihn ermutigt, mit ähnlich ungewöhnlichen Farbkombinationen wie Else Blankenhorn seine «mystischen» Gebirgsbilder zu malen.

Der traurige Bildhauer

Dem baden-württembergischen Bildhauer und Keramiker Karlmax Würtenberger (1872–1933) richtet das Museum im Lagerhaus eine separate kleine Ausstellung ein. Das traurige Schicksal des hochbegabten Bildhauers, einst in Diensten der Grossherzoglichen Majolika-Manufaktur in Karlsruhe, später «lebendig begrabener» Insasse der Heil- und Pflegeanstalt Illenau, wurde von Museumsleiterin Monika Jagfeld sorgfältig recherchiert. Kleine Zeichnungen, Porträts von Mitpatienten aus der Klinikzeit, die Eingang in die Sammlung Prinzhorn fanden, sind Keramikarbeiten aus der Zeit vor der Hospitalisierung gegenübergestellt. Trotz der Krankheit zeichnete Karlmax Würtenberger virtuos. Eine Ausstellung des Malerbruders Ernst Würtenberger zeigt zeitgleich die Städtische Wessenberg-Galerie in Konstanz.

Die Präsentation von Leben und Werk Karl Maximilian Würtenbergers lässt keine Wünsche offen. Hingegen vermisst man in der Schau «Prinzhorns Schweizer» an einigen Stellen die Stringenz. Der Ausstellungsteil zum Sanatorium Bellevue, eine international anerkannte Institution in Kreuzlingen unmittelbar an der Landesgrenze gelegen, hilft bei der Einlösung des Anspruchs im (unschönen) Ausstellungstitel wenig. Über Ludwig Binswangers Therapie etwa, der Kirchner «unendliche Anregungen» bescheinigte, würde man gerne mehr erfahren. Das regt an, selbst weiter zu forschen. Was ja dann eine keineswegs negative Auswirkung dieser Ausstellung wäre.

Prinzhorns Schweizer:
bis 4. März, Museum im Lagerhaus St.Gallen

Vortrag «Prinzhorns Sammlung und die Schweiz»:
16. Januar

Ausstellungsführungen:
9. und 21. Januar

museumimlagerhaus.ch

Mitleidloses Lächeln

Eine geballte Ladung Helen Meier: 35 Geschichten aus mindestens so vielen Jahren versammelt das Lesebuch *Übung im Torkeln entlang des Falls* der 88-jährigen Autorin.

Text: Peter Surber



Helen Meier und ihr Lebenspartner E. in Heiden. (Bild: Verlag)

«Die pochende Unruhe, eine innerste unerklärliche Angst aber sei bei ihr geblieben.» Man könnte beinahe an irgendeiner Stelle in Helen Meiers Werk einsteigen, um auf Bilder der Angst zu stossen wie hier in den Worten einer Julia in der Erzählung *Luft* aus dem Geschichtenbuch *Liebe Stimme*. Im Titel des jetzt erschienenen Sammelbands – samt der schwindelerregenden Stahlbrücke, die ihn illustriert – schwingt die Angst ebenfalls mit: *Übung im Torkeln entlang des Falls*.

Schreiben müssen

Insgesamt herrsche in Helen Meiers Schreiben eine «Dimension des Tragischen und Existenziellen» und ein «unverwechselbares dunkles, abgründiges Timbre», schreibt Herausgeber Charles Linsmayer im Nachwort, das eine eigentliche Helen-Meier-Biographie ist – die erste, die es zu Leben und Werk der Autorin gibt. In virtuosen Engführungen von Werk und Leben schildert Linsmayer die persönlichen Traumatisierungen und familiären Schicksalsschläge, die Helen Meier zum Schreiben gebracht, ja gezwungen haben. «Es wurde eine Sucht. Ich habe schreiben müssen. Ich weiss nicht, was ich gemacht hätte, wenn ich nicht hätte schreiben können», sagt sie in einem der Gespräche, die Autorin und Herausgeber 2016 und 2017 bei Helen Meier zuhause in Trogen geführt haben. Und weiter: «Das Schreiben wuchs aus der unglücklichen Lebenssituation heraus.»

1946 als Seminaristin stürzt Helen Meier auf einem Schulflug, schlägt mehrere Zähne heraus, der Unfall hinterlässt nicht nur körperlich Narben, er erschüttert ihr Selbstwertgefühl und lässt sie befürchten, «ich würde nie einen Mann kriegen». «Meine verlorene Jugend» nennt sie die Folgen in ihren Tagebüchern, in die Biograph Linsmayer Einblick erhalten hat.

Die weiteren «unglücklichen Lebenssituationen» sind zur Mehrzahl mit der Familie verknüpft. Wer den Roman *Lebenleben* aus dem Jahr 1989 kennt, weiss einiges davon. 1939 stirbt die Grossmutter unter einigermaßen gespenstischen Umständen – die Frau, deren Geschichten die kleine Helen beglückt und literarisch geprägt haben. Ihre ersten Texte wird sie unter Pseudonym mit dem Nachnamen dieser Grossmutter als Irene Grünenfelder (vergeblich) an diverse Verlage schicken. Dann die Schizophrenie: Zwei ihrer Schwestern und der Vater leiden daran, der einen Schwester, Irene, widmet sie den 1994 erschienenen Roman *Die Novizin*. Und schliesslich die soziale Demontage des Vaters im kleinen Ort Mels und der grausige Sprengunfall, der sein Gesicht zerstört und dem er einige Stunden später erliegt.

Helen Meier ist mit ihren Lebensumständen öffentlich immer mit grosser Zurückhaltung umgegangen. Sie sind aber, mehr oder weniger direkt, wie Linsmayer belegt, in ihre Romane eingeflossen, neben den genannten auch in den letzten Roman, *Schlafwandel* von 2006. Die Geschichten, das literarische «Kerngeschäft» der Autorin, sind hingegen fast nie autobiographisch. Sie machen den Fächer auf ins Existentielle, ins Groteske, ins Radikale. Je später, desto konsequenter spitzen sie sich auf die «letzten Fragen» zu. In der Kurzgeschichte *Der halbe Himmel* im Band *Liebe Stimme* von 2000 heisst es: «Vom Tod und von der Liebe mag sie es noch. Von nichts mehr sonst. Von ihm und von ihr. Aber ganz klein. Der Tod ist einfach: Einer sinkt um und ist tot. Die Liebe ist auch einfach: Eine liebt und steht still. Sonst gibt es nichts zu erzählen.»

35 Geschichten versammelt die Auswahl, die Linsmayer in Absprache mit Helen Meier getroffen hat. Sie sind nicht chronologisch gereiht, sondern thematisch raffiniert in Beziehung gebracht. Mit Flügen und Abstürzen geht es los, mit strammen und torkelnden Gangarten, es folgen Selbstmorde, Körper-, Beziehungs- und Sterbensgeschichten, Liebesleiden und Ekstasen, falls man das Meier'sche Universum denn in so enge thematische Korsetts stecken wollte – was man im Grunde nicht kann, wie auch Herausgeber Linsmayer deutlich macht: Helen Meiers Kunst mache in ihren besten Geschichten den Horizont weit, Schmerz, Vergänglichkeit, das Gefährdetsein der menschlichen Existenz sind die grossen Themen. Mit einem «mitleidlosen Lächeln» (so Meier selber in einem Brief an ihren Verleger Egon Ammann) packe sie ihre Figuren an und trenne sich ebenso abrupt wieder von ihnen. «Wunderbaren Reichtum» und «leidenschaftliche Vehemenz» ringe sie dem Dasein ab, sagt Linsmayer.

Die ungebärdige Wucht des Meier'schen Erzählens ist schon vielfach gewürdigt worden. Hier, in dieser «Best of»-Auswahl, erlebt man sie erneut in dichtester Form, Seite für Seite.

Tod am Walensee

Eine der Geschichten aber wird noch einmal sehr persönlich. Sie ist in diesem Buch erstmals publiziert, als einziger bisher unbekannter Meier-Text. *Walensee* schildert jene Wanderung, auf der am 23. September 1974 ihr Bekannter und Freund E. gestorben ist. Im Original *Trauer* betitelt, ist die Erzählung ein erschütterndes Dokument des Herausgerissenwerdens aus dem Leben und der Liebe. «Ich falle in ein Loch, wo ich noch nie war. Keine Worte gibt es in der Hölle. Alles scheint mir sinnlos. Es geht mich nichts an, nichts mehr, nichts mehr»: Das ist der Ton dieser erbarmungslos ehrlichen Ich-Erzählung. «Den Tod des Geliebten zu verarbeiten, eine grössere Arbeit wird von mir nie mehr verlangt», heisst es darin. Und auch der Satz, den die Autorin und E. als ihr «Codewort» jeweils ausgetauscht haben beim Abschied, taugt nicht mehr: «Ich halte die Festung!»

Mit ihrem «Walensee»-Text hält Helen Meier die Festung. Für sich und für andere, denen das Schicksal einen Riss durchs Leben schränkt.

Helen Meier: *Übung im Torkeln entlang des Falls*, herausgegeben und mit einer Biographie versehen von Charles Linsmayer, reprinted by Huber im Verlag Orell Füssli, Zürich 2017, Fr. 31.90

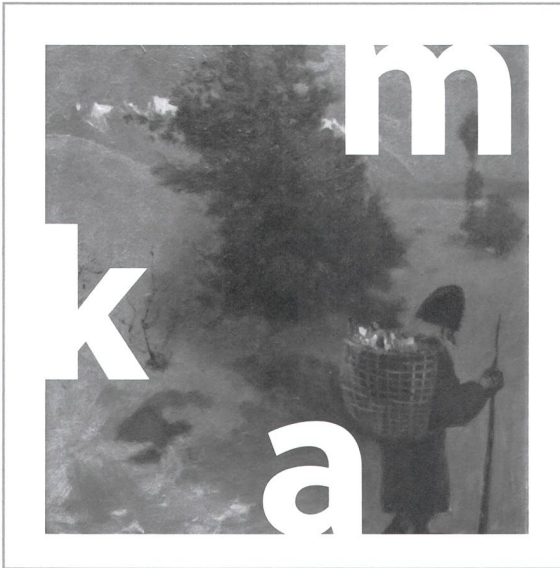
Buchvernissagen:

18. Januar, 20 Uhr, Festsaal Kantonsbibliothek Trogen

19. Januar, 19.30 Uhr, Kleiner Ratsaal Appenzell

23. Januar, 19.30 Uhr, Literaturhaus Zürich

24. Januar, 19.30 Uhr, Raum für Literatur Hauptpost St.Gallen



ERNST KREIDOLF
UND DIE ALPEN
BERGZAUBER UND WURZELSPUK

25. November 2017 bis 25. Februar 2018



Heinrich Gebert
Kulturstiftung Appenzell

Kunstmuseum Appenzell
www.h-gebertka.ch



Kunstraum Kreuzlingen

Thurgauische Kunstgesellschaft

Kunstraum

Heiko Blankenstein
who needs gravity anyway?

Tiefparterre

Hicham Berrada
Presages

Ausstellungen
27. Januar – 18. März 2018

Weitere Veranstaltungen: www.kunstraum-kreuzlingen.ch
Kunstraum Kreuzlingen, Bodanstrasse 7a
Fr 15–20 Uhr, Sa und So 13–17 Uhr

KULTUR IM CONTAINER

8.-20. Januar 2018
Container im Park, St. Margrethen

Montag, 8.1.2018
Filmabend

Der Mann mit dem Leopardemantel
><

Nicht Weihrauch allein
Türöffnung 20.00 <> Beginn 20.30
>>><<<

Freitag, 12.1.2018
Alpgeschichten
Elmar Büeler

Türöffnung 20.00 <> Beginn 20.30
>>><<<

Samstag, 13.1.2018
Percussion Workshop
mit Sven Quartier & Jan Zwiebel
18.00

><
Percussion Performance
20.30
><

Woodelektro
feat. special guests
anschliessend
>>><<<

Sonntag, 14.1.2018
Brunch
mit Vic Mosco
10.00

>>> www.kulturimcontainer.ch <<<

Dienstag, 16.1.2018
Jazz-Jam-Session
Ostschweizer Jazz Kollektiv
Türöffnung 20.00 <> Beginn 20.30
>>><<<

Freitag, 19.1.2018
Naomi Ella
><

Herr Bitter
Türöffnung 20.00 <> Beginn 20.30
>>><<<

Samstag, 20.1.2018
Leonie Prater
><

too mad
Türöffnung 20.00 <> Beginn 20.30
>>><<<

RHEINTALER
KULTURSTIFTUNG

mit freundlicher
Unterstützung

st margrethen
natürlich gut verbunden



Über die Schwierigkeit, im Lieben zuhause zu sein

Ein Blick auf Lisa Elsässers Gedichtwerk und den jüngsten Band *flussbewohner*: vom sprachlich Eigensinnigen zur hochliterarischen Bebilderung der Schwermut.

Text: Rainer Stöckli

Unterm Titel *januarlicht* ist ein leidenschaftlicher Wunsch versteckt: «könnte ich dir / das erste gedicht / wieder schicken / ich würde»... Entweder im Januar gesagt oder für den Januar notiert. Bekanntlich eröffnet dieser Monat das Jahr, kommt freilich niemals los vom Blick zurück: aufs vorvergangene Jahr. Lisa Elsässers neunzeiliger Text bildet den Ausklang ihrer jüngsten Gedichtsammlung *flussbewohner*. Der vierten seit 2008.

Ein Gedicht *wieder* schicken! Ich lese den Wunsch als nicht mehr verwirklichtes Gelüste. Wundere mich: Woher solches Verlangen, woher das Wissen um die Vergeblichkeit? Offenbar ist «das erste gedicht» der hier Liebenden schon lange geschickt; der Adressat (Liebhaber?) ist ausser Reichweite geraten; überhaupt gibt es kein Gedicht, das man zweimal schicken kann: einmal im Hochflug der Liebesbeziehung, einmal – später! – aus der Distanz.

Sprachartistik

Elsässers Gedichtschaffen befördert thematisch ein Schwergut, kultiviert formal ein Markenzeichen. Das Schwergut «Liebe», das Markenzeichen «Blocksatz». Vor nunmehr zwölf Jahren hat Lisa Elsässer-Arnold in der NZZ das möglicherweise erste öffentliche, sonst eines ihrer frühesten Gedichte drucken lassen. Überschrift *unter*. Gemeint ist: unter uns, unter unseresgleichen bzw. ihresgleichen – ein Jongliertext über das Gehabe des Unter-sich-Seins, des Insider-Verhaltens, der Heimlichtuerei im Kollektiv.

Zwei Jahre darauf ist ebendieses «Kunststück» im Erstling erschienen, eines von rund 60 Gedichten, dargestellt im Blocksatz und so überarbeitet, dass es wirkt wie ein schmales Hochhaus – mit vertikaler, unregelmässig eingerichteter Fenster-Zeile.

Diese Formatierung der Textur – hierzulande vor Elsässer schon von Hugo Sarbach und h. p. gansner benutzt, in Deutschland von Helmut Heissenbüttel und Jürgen Becker – hat die Walenstadter Schriftstellerin (Elsässer), gebürtige Urnerin (Arnold), zum Kennzeichen gemacht. In der 2008er Sammlung ist das Gros der Texte blockgesetzt. An Stelle von Leerzeilen zwischen Strophen oder Abteilungen fallen Leerstreifen innerhalb der Verszeilen ins Auge; das Gedicht tritt links- und rechtsbündig in Erscheinung, der Text wirkt wie eine Fahne.

löwenzahn	blüht
also ist es	frühling
und gelb	erhitzen sich
die felder	in dir
wuchert	ein anderes
unkraut	...

Verlegt worden ist der Bucherstling mit dem Titel *ob und darin* in Unterschächen (Maritz & Gross), gedruckt hat ihn die Locarneser Tipografia Stazione. Seither hat Elsässer Prosa bei Zytglogge veröffentlicht, im Rotpunktverlag, in der Edition Blau; Lyrik bei Wolfbach, in diversen Sammelbänden des In- und Auslands, unlängst nun im Schwellbrunner orte Verlag.

Diese jüngste Sammlung, *flussbewohner*, steht unter einer beziehungsreichen Widmung; sie ist «Julia und Lino» zugeeignet, den Liebesleuten im Roman geheissenen Buch *Fremdgehen* (Zürich 2016) – zwei biographisch besetzten Figuren, die in den Lebensjahren 2005 bis 2009 der Verfasserin zusammenkommen und sich verlieren. Elsässers frühere Poesie (aus ebendieser Zeitspanne) war noch dem Gatten und dem Sohn gewidmet, ausserdem ihrer Leipziger Mentorin. Versöhnlich mutet an, dass in

der *flussbewohner*-Sammlung ein anrührender Text wieder Lorenz/Lori, dem Sohn, gilt.

Schwergut Liebe

Was die Gedichte in den beiden Bänden zwischen den erwähnten betrifft: auch in ihnen geht es – vielfältig und intensiv – ums Lieben; darum, im Lieben ein Zuhause zu erkennen. Aber erst der 2017er Band versammelt dezidiert die Themen Wünschen und Standhalten, das Anhängen und das Klammern, das Verlustiggehen, das Nachrufen, das Trauern. Aber nicht etwa ein Lamento-Ton herrscht vor, vielmehr ein Klirren oder Sprengen. So heissen zum Beispiel Vokabeln, welche von Bedeutung gewesen sind zwischen Liebesleuten, «verflucht trockene scheitchen vom vorvorjahr»; so umarmt Kälte den Gedankenbrand; so brennen die Schichten der Sprache zwischen Holz und Scheu; «wie rauch aus der asche» dünkt sich Eine (selbstgesprächlich) «zerzaust in lüften»; und endlich – weil die Tage fliehen, weil es dem Herbst entgegen geht und an der Wange das Licht wie kaltes Glas wirkt – muss die Sprache die kalte Schwester des Schnees heissen.

Das sagt viel, aber bei weitem nicht genug. Der Rezensent müsste in Elsässers poetisch breiten Raum eintreten, den der Seespiegel, die Ebene, die Wasserläufe, den das Bergtal, den Felswände besetzen (Walensee-Gegend / Schächental / Churfürstenschultern); man dürfte sich in Elsässers Kosmos etwa auch den Tierbildern widmen, welche lyrisch aufgerufen sind: Reh und Krähe, Schaf und Dohle, Schwan und Spinne, auch Amsel und Ameise, Maulwurf und Fledermaus. Stattdessen sei das nahrhaft-muntere *gebet* aus dem 2013er Band *da war doch was* herausgehoben (S. 64).

gebet // es geht doch wieder / bergauf // sagt der liebe gott
/ weit und breit kein hoger / und der sagt // es geht doch
wieder // benutzt den berg // es geht doch wieder / gottauf
// sagt der liebe berg / weit und breit kein gott / und er sagt
/ es geht doch wieder / benutzt den gott // es geht doch
wieder / geht gott den berg rauf // und ich sage mir diese /
gottlosen berge können / mich mal // ich berge einen gott
der / immer flacher wurde / je mehr berge mir / wuchsen
desto flacher / wurde er

Lisa Elsässer: *flussbewohner*. ortelyrik, Schwellbrunn 2017, Fr. 28.–

«Bereit für den Abruf anderswohin»

Die St.Galler Lyrikerin Elisabeth Heck war eine Meisterin der Verdichtung; zwischen den Wörtern weitet sich der Raum ins Ungesagte. Am 25. Oktober ist sie 93-jährig gestorben.

Text: Peter E. Schaufelberger

«Erkaltet der See / fliehen die Möwen / schreiend an Land // Draussen im Nebel / wartet noch eine / verstummend bereit / für den Abruf / anderswohin». Manches Motiv der Lyrikerin Elisabeth Heck klingt in diesen wenigen Zeilen an. Der See – ihr (Boden)see, zu dem sie sich zeitlebens hingezogen fühlte. Das Schreien der Möwen, deren Flug sie bewunderte. Nebel und Kälte, denen sie bis ins hohe Alter in täglichem Seebad trotzte. Der Abruf anderswohin, wenn «Nichts bleibt / als Warten / in der schweren / Stille / vor dem Schnee».

Reichhaltiges Werk

Elisabeth Heck, 1925 geboren, war zunächst Lehrerin – und sie blieb ihrem Beruf auch verbunden, als sie mit knapp 50 Jahren ihre letzte feste Stelle aufgab und sich fortan vor allem dem Schreiben widmete. 1974 publizierte sie ihr erstes Kinderbuch im Blaukreuz-Verlag; ihm folgten, zeitweilig im Jahresrhythmus, zahlreiche weitere Titel in schweizerischen und ausländischen Verlagen, manche in mehreren Sprachen und ungewöhnlich grossen Auflagen.

Erst 1981 erschien, wiederum im Blaukreuz-Verlag Bern, ihr erster Lyrikband *Übergangenes - Gedanken, Gedichte*, illustriert vom St.Galler Künstler Fernand Monnier. Länger als in späteren Jahren waren damals die meisten Texte, oft lyrische Notizen und knappe Geschichten, in denen manches noch in Worten gesagt wurde, was später nurmehr zwischen den Wörtern mitschwang. Weitere meist schmale Bände folgten, einzelne in limitierten Auflagen von Schulklassen gesetzt und gedruckt, 2000 dann die lyrischen Prosatexte *Immer mehr daneben stehen* und das Gedichtbändchen *Mein See*, 2001 das zweisprachige *Anderswohin / Verso l'Altrove* mit den italienischen Übertragungen von Liberata Ginolfi, alle drei im Verlag Ivo Ledergerber, St.Gallen.

Steinerne Engel

Einen weiten Bogen schlägt schliesslich der 2005 im selben Verlag erschienene Band *Schrift von Wind und Licht – eine Auswahl* aus den früher erschienenen Publikationen, ergänzt mit Texten, die bis dahin ungedruckt geblieben waren. Lyrische «Reisenotizen» aus 40 Jahren stehen am Anfang, kleine, scheinbar belanglose Beobachtungen, die sonst wohl niemandem aufgefallen sind, hier aber ihre eigene Bedeutung gewinnen. Am andern Ende des Bogens dann Gebete, die sich freilich kaum abheben von den andern Texten: Auch da sind es die besonderen Sichtweisen der Dichterin, die anscheinend Fernliegendes ineinander verwebt und mit wenigen Worten Brücken schlägt, Türen weit öffnet. «Steinerne Engel / bewahren / verstummte Gebete» – schliessen nicht weg, was Betende ihnen anvertraut haben, sondern bewahren sorgsam ein Wort, einen Satz, um sie weiterzugeben, wenn die Zeit da ist. Oder «Warte / steinerne Antlitz / bis letzte Sonne / aus dem Schatten / dich holt»: Auch da wieder das Warten, das in vielen Gedichten und kleinen Prosatexten der Dichterin mitschwingt – so sehr es bisweilen ein Warten sein mag, das Geduld erheischt.

Auch heute
hat das ersehnte Land
seine Ufer verwischt

In der Wehmut des Abends
kehren die Boote zurück

Aber das Licht
auf ihren Segeln
ist ein Lächeln
von dorthier

Vor Weihnachten
malte ein Kind
seinen Engel
mit schwarzen Farben.

Hinter der Helle
jeder Krippe
wird er stumm
im Dunkel stehn

Allein geblieben
an einem See
dem seine Ufer entgleiten

Lichtbeflügelt
lockt mich
der letzte Vogel
in seine Nähe
fliegt auf
entschwebt

In den Wellen
die Feder
ein flüchtiger Gruss

Roman eines Schlüssellosen

Nach Prosatexten von Tim Krohn, Friedrich Dürrenmatt und Thomas Hürlimann bringt das Theater St.Gallen erneut einen Roman auf die Bühne: *Matto regiert* von Friedrich Glauser.

Text: Eva Bachmann



«Nach dem Tor, das ins Innere führte, kamen wieder Stufen. (...) Es roch nach Apotheke, Staub und Bodenwische... Ein eigenartiger Geruch, der Studer tagelang verfolgen sollte.» Der Eingang des Psychiatrischen Zentrums Münsingen (PZM), 1895

Der Spruch ist nicht ganz neu, zugegeben: «Was ist der Unterschied zwischen einem Wärter und einem Insassen einer Psychi? – Der eine hat einen Schlüssel, der andere nicht.» Als Friedrich Glauser 1935 seinen dritten Roman *Matto regiert* schrieb, war er knapp 40 Jahre alt und hatte schon einige Erfahrung im Status ohne Schlüssel: Landerziehungsheim Glarisegg, Irrenanstalt Steigerhubel Bern, Psychiatrische Klinik Burghölzli Zürich, Fremdenlegion («die Gewähr der allersichersten Verwahrung»), Irrenanstalt Tournai (Belgien), Haft- und Arbeitsanstalt Witzwil, Psychiatrische Klinik Waldau und wiederkehrend: Psychiatriezentrum Münsingen, wo Glauser insgesamt sechs Jahre seines Lebens verbrachte und sich einer Psychoanalyse bei Max Müller unterzog. Münsingen war auch der Ort, wo er die Pflegerin Berthe Bendel kennenlernte, die ihn 1938 heiraten wollte.

Der Grund seiner Internierungen? Liederlicher Lebenswandel, Diebstähle, Rezeptfälschungen, Suizidversuche, Morphium vor allem.

Der Geist des Irrsinns

Sie kommen zum Unbewussten zu Besuch, zum nackten Unbewussten, oder wie es mein Freund Schül poetischer ausdrückt: Sie werden eingeführt ins dunkle Reich, in welchem Matto regiert. Matto!... So hat Schül den Geist des Irrsinns getauft.

Mattos Reich ist die Heil- und Pflegeanstalt Randlingen, ein roter Ziegelbau in U-Form mit vielen Türmchen, genau wie in Münsingen. Eingeführt in dieses Reich wird Wachtmeister Studer, er soll das Verschwinden des Direktors Borstli und den Ausbruch des Patienten Pieterlen aufklären. Schon auf der Fahrt kommt Studer ins Grübeln, hat er seit seinem Karriereknick doch selber den Ruf, er spinne ein wenig. Dr. Laduner, II. Arzt und stellvertretender Direktor, meint nur:

Die Diskrepanz, die zwischen der realen Welt und unserem Reiche besteht, wird Sie vielleicht am Anfang unsicher machen. Sie werden sich unbehaglich fühlen, wie jeder, der zuerst eine Irrenanstalt besucht. Aber dann wird sich das legen, und Sie werden keinen grossen Unterschied mehr sehen zwischen einem schrulligen Schreiber Ihres Amteshauses und einem wollezupfenden Katatonen auf B [der Beobachtungsabteilung].

Beruhigend ist das nicht wirklich. Vor allem nicht für einen wie Studer, der zwar wie ein gewöhnlicher «Schroter» Indizien sammelt und gelegentlich auch mikroskopiert, vor allem aber mit gesundem Menschenverstand ermittelt – ausgerechnet! Studer beobachtet. Was Glauser die Gelegenheit gibt, eine ganze Reihe von Charakteren zu zeichnen, eigensinnig allesamt, stolz und verletzlich, menschlich halt. Und Studer hört zu. Glauser hält es in kernigen Dialogen fest, in Mischungen von Berndeutsch bis Fachchinesisch. Dabei erfährt Studer Wahres von Verrückten und Krankes von Gesunden. Irgendwann ist nicht einmal mehr klar, wer hier alles einen Schlüssel hat.

Mattos Marionetten

Matto! Er ist mächtig. Alle Formen nimmt er an, bald ist er klein und dick, bald schlank und gross, und die Welt ist ein Puppentheater. Sie wissen nicht, die Menschen, dass er mit ihnen spielt wie ein Puppenspieler mit seinen Marionetten... Und dabei sind seine Fingernägel lang wie die eines chinesischen Gelehrten, gläsern und grün...

Die unscharfe Grenze von krank und gesund, von Realität und Wahn hat Glauser am eigenen Leib erfahren. Als Entmündigter war er der Herrschaft der sogenannten Gesunden – dem Vater, den Ärzten, dem Vormund, den Behörden – ausgeliefert. Dass «so einer» hinter die Fassaden und Visagen der Psychiatrie blickt, war in den 1930er-Jahren unerhört. Und auch wenn Patienten längst nicht mehr mit Bädern kuriert werden, hat der Roman bis heute nichts von seiner Kraft eingebüsst. Denn Glauzers Sprache und Figuren haben Saft. Das ist dankbar für eine Umsetzung auf der Bühne. Schwieriger werden dürfte, dass Studer ein grosser Schweiger ist, der sich seine Sache denkt.

Übrigens gelingt es dem Wachtmeister, den Kriminalfall aufzuklären, aber: «Er schämte sich. Er hatte gar nichts verstanden.» Auch Sieg und Niederlage verwischen sich in diesem Roman. Die Welt ist nicht in Ordnung zu bringen.

«Wo hört Mattos Reich auf, Studer?» fragte der Arzt leise. «Am Staketenzaun der Anstalt Randlingen? Sie haben einmal von der Spinne gesprochen, die inmitten ihres Netzes hockt. Die Fäden reichen weiter. Sie reichen über die ganze Erde... Matto wirft seine Bälle und Papiergirlanden [...] Wir sind allesamt Mörder und Diebe und Ehebrecher... Matto lauert im Dunkeln... Der Teufel ist schon lange tot, aber Matto lebt, da hat Schül ganz recht...».

Matto regiert:
12. Januar, 19.30 Uhr (Premiere), weitere Vorstellungen bis
23. März, Theater St.Gallen

theatersg.ch

Allein

Wenn das Stubenmädchen Wasser und Handtücher gebracht hat, sagt es: «Brauchen Sie noch etwas?» Das ist eine rhetorische Frage, und dann zieht es die Tür hinter sich zu. Nun bin ich allein.

In einem fremden Hotelzimmer öffnet man das Fenster und macht es wieder zu und geht hin und her. Die Bilder an den Wänden sind töricht, natürlich. Wenn man sich gewaschen hat, kann man pfeifen. Dann lege ich den Kopf an die Scheiben und mache ein dummes Gesicht. Die Nägel könnte ich mir auch mal schneiden.

Was tue ich eigentlich hier –?

Jetzt wäre schön, bei Gauclair in Paris mit einer runden, bequemen Dame zu sitzen, mit einer, die weder Hemmungen noch Probleme geliefert haben will, sie sagt: «Iss nicht so schnell – mein Gott, ich nehms dir doch nicht weg –!» Ja, Paris.

Die Pyrenäen gehn mich überhaupt nichts an. Da treibe ich mich nun schon seit zwei Monaten umher, laufe und fahre von einem Ort in den andern, wozu, was soll das. Für morgen steht im Notizbuch eine besonders schwierige und mühselige Sache, und zwei ältere Bücher darüber muss ich auch noch lesen, vielleicht hat sie die Bibliothèque Nationale . . . das ist ja alles lächerlich. Wie kalt die Fensterscheibe ist –

Jetzt schnurren die Gedanken in affenhafter Geschwindigkeit, die kleinlichsten Geschichten kommen wieder angetrabt, kein blutiger Schatten – viel schlimmer: Dummheiten. Herein! Es hat wohl nur einer an die Wand geklopft. Was sind das für –

Alles kommt wieder. Es plagen und zwicken mich die verpassten Gelegenheiten, die Antworten, die ich nicht gegeben habe, die kleinen Demütigungen, eingesteckt und bitter heruntergeschluckt, aber ein Nachgeschmack bleibt. Da stehe ich nun im Hotelzimmer und sage mir alles vor, was ich einstmals hätte sagen sollen, aber versäumt habe, zu sagen – aus Torheit, aus Mangel an Geistesgegenwart, aus Furcht... Jetzt hole ich es alles nach. Ich sage:

«Achttausend Mark, zahlbar am ersten Januar. Etwas andres kommt gar nicht in Frage.» – Ich sage: «Unmöglich? Tun Sie nur erst Ihr Mögliches, Herr – das Weitere wird sich finden!» – Ich sage: «Deinen Ring, Lisa.» – Ich sage: «Hier liegt wohl ein Missverständnis vor, ich habe Sie um eine sachliche Angabe, nicht um private Meinungsäußerungen gebeten.» Da war ein Brief ... den habe ich nicht geschrieben, ich schreibe ihn jetzt. Ich gebe es allen ordentlich – sie fragen so recht dummdreist, und meine Antwort kommt wie aus der Pistole geschossen.

Wie dunkel es ist und wie kalt. Sie könnten hier wirklich heizen, das schadete gar nichts. Aber dieser Repräsentationskamin da . . . pah! Ich mag morgen gar nicht aufstehen. Soll ich krank werden? Ich werde einfach sagen: ich bin krank. Dem Führer mit seinen Pferden wird das übrigens gleich sein, denn er ist bestellt, und ich muss ihn bezahlen. Und hier im Hotel macht das Kranksein auch keinen rechten Spass. Aber ich gehe ganz früh zu Bett, das sage ich dir. Wem ... ? Das sage ich dir.

Wenn sie guten Rotwein haben, werde ich mir fürchterlich einen ansaufen. Vielleicht gibt es Vieux Marc, aber nicht in diesen kleinen Gläsern.

Jetzt ist es blaudunkel.

Wenn jetzt einer hereinkäme und mich fragte: «Sagen Sie mal, was machen Sie eigentlich hier –?» ich müsste antworten:

«Ich vertreibe mir so mein Leben.»

Kurt Tucholsky, aus:
Ein Pyrenäenbuch, 1927

Ite in pace, gehet hin in Frieden

1651 Gläubige haben mitgemacht beim 1200 Kilometer langen Fussmarsch für die Gleichberechtigung der Frauen in der katholischen Kirche. Nun erscheint der Film zum Pilgerprojekt, das 2016 in St.Gallen seinen Anfang nahm.

Text: Corinne Riedener

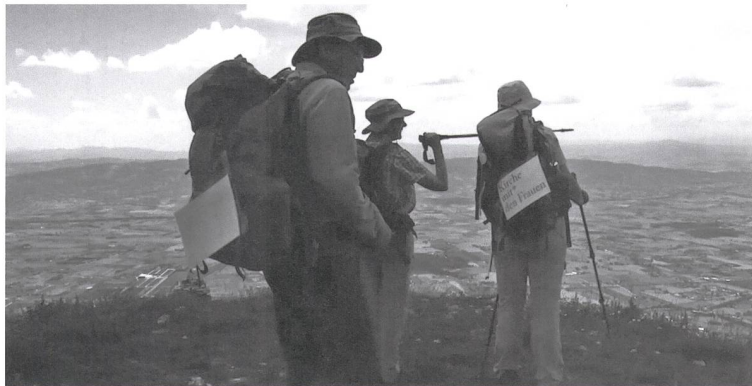


Bild: Filmstill

Die Religion und das weibliche Geschlecht führen eine, gelinde gesagt, komplizierte Beziehung. Besonders im Katholizismus, der von alten Männern und prunkseliger Folklore geprägt ist. Würde Mann auf die «Basis» hören, sähe die katholische Welt wohl längst anders aus. Frauen dürften die Priesterinnenweihe empfangen, würden nicht mehr zur Gebärmutter und Hausfrau degradiert; sie dürften Ehen schliessen, Sakramente erteilen, Beichten abnehmen, Kinder taufen.

So konkret müssen die Forderungen aber gar nicht sein, zumindest wenn es nach Hildegard Aepli, Franz Mali und Esther Rütthemann geht. Die zwei Ostschweizer Theologinnen und der Priester formulieren es diplomatisch: Frauen sollen gleichberechtigt in das Nachdenken, Entscheiden und Gestalten der katholischen Kirche miteinbezogen werden. Mit diesem Anliegen im Gepäck sind sie am 2. Mai 2016, dem Festtag der heiligen Wiborada, unter dem Beifall von hunderten Gläubigen im St.Galler Klostersviertel aufgebrochen, 1200 Kilometer Fussweg vor ihnen, allen möglichen Wettern zum Trotz, um Papst Franziskus ihre Botschaft zu überbringen.

Die Kamera pilgert mit

Die zweimonatige Pilgerinnenreise nach Rom stand unter dem Motto «Für eine Kirche mit * den Frauen» und zog zahlreiche Gleichgesinnte an, die sich dem neunköpfigen Pilgerinnen-Kernteam etappenweise anschliessen konnten. Insgesamt pilgerten 1651 Männer und Frauen auf verschiedenen Wegstücken zwischen St.Gallen und Rom mit.

Filmisch festgehalten wurde diese Wallfahrt zu Fuss von drei jungen Männern: Regisseur Silvan Maximilian Hohl, Kameramann Nino Burkhard und Tontechniker Ahren Merz. Eineinhalb Jahre haben sie an ihrem

Dokfilm *Habemus Feminas!* gearbeitet, den sie via Crowdfunding finanzieren konnten. Im Januar ist er im St.Galler Kinok zu sehen.

Während der Dreharbeiten haben Hohl, Burkhard und Merz mit den Pilgerinnen und Pilgern zusammengelebt. Anfangs wollten sie nur beobachten und das Geschehen möglichst nicht beeinflussen. So ganz geklappt hat das nicht: «Mir wurde bewusst, dass auch wir Teil der Pilgergruppe sind», sagt Hohl rückblickend. «Mit jedem Tag und jedem gepilgerten Kilometer wurden wir mehr integriert.»

Dass die drei Filmemacher keineswegs nur in der Rolle der unbeteiligten Beobachter sind, spürt man immer wieder im Film. Etwa wenn sie sich fragen, warum eigentlich die Strukturen der katholischen Kirche so stur und patriarchal sind, wo doch Jesus immer für die Schwachen und Verstossenen eingestanden ist. Oder wenn sie werweisen, ob sie nun mitmachen sollen bei der Schweigestunde oder plappernd vorbeiziehen. Und natürlich, wenn sie über ihren eigenen Bezug zum Glauben sinnieren und andere nach ihrer spirituellen Haltung fragen.

Solche Szenen sind ein willkommener Kontrast zu den Gebeten, Gesängen und manchmal etwas pathetischen Statements der Pilgerinnen – wobei sich auch bei ihnen nicht alles nur um Glaube, theologische Fragen und die Kritik am katholischen Apparat dreht, sondern immer wieder auch um lädierte Hüften, lästige Blasen, nasse Kleider oder um die anfängliche Frage, ob man denn überhaupt fähig sei, zwei Monate auf engstem Raum und jeden Abend an einem anderen Ort mit anderen in einem Raum zu schlafen. Diese Episoden bereichern den Film, nicht zuletzt, weil es beruhigend ist, zu sehen, dass bei allen frommen Wünschen

und reinen Herzen auch das Weltliche seinen Platz hat.

Der Papst lässt sich entschuldigen

Handwerklich gibt es im Film noch Luft nach oben. Mit 111 Minuten ist er reichlich lang, und der 1200 Kilometer lange Marsch nach Rom, der einen Grossteil der Dokumentation ausmacht, kommt landschaftlich nur bedingt zur Geltung, da die Szenen als Rückblenden angelegt und in schwarz-weiss gehalten sind. Sehr deutlich wird hingegen die riesige Unterstützung aus allen möglichen Windrichtungen, die den Pilgerinnen zuteil wird, sei es von Klosterfrauen, von Daheimgebliebenen oder von einer eben erst kennengelernten Sexarbeiterin, die der Pilgergruppe ebenfalls einen Wunsch mit auf den Weg gibt, wie viele andere vor und nach ihr.

Eindrücklich auch die Bilder des letzten Pilgertages. Fast 600 Gläubige finden sich am 2. Juli in Rom ein, um Papst Franziskus die dringliche Botschaft zu übermitteln. Dieser hat aber offenbar anderes zu tun und lässt sich entschuldigen. Er wisse vom Projekt, so die Nachricht. Später stellt sich heraus, dass er erst Monate später vom Projekt «Kirche mit * den Frauen» erfahren hat – ein weiteres Zeichen dafür, wie wichtig die weibliche Hälfte der Menschheit der katholischen Kirche ist.

Habemus Feminas! im Kinok St.Gallen:

11. Januar, 18 Uhr, anschliessend Podiumsgespräch mit den Initiantinnen Hildegard Aepli und Esther Rütthemann und Regisseur Silvan Maximilian Hohl. Abschliessende Worte von Bischof Markus Büchel und Ständeratspräsidentin Karin Keller-Sutter.

14. Januar, 12.30 Uhr

17. Januar, 14.30 Uhr

27. Januar, 13 Uhr

kinok.ch

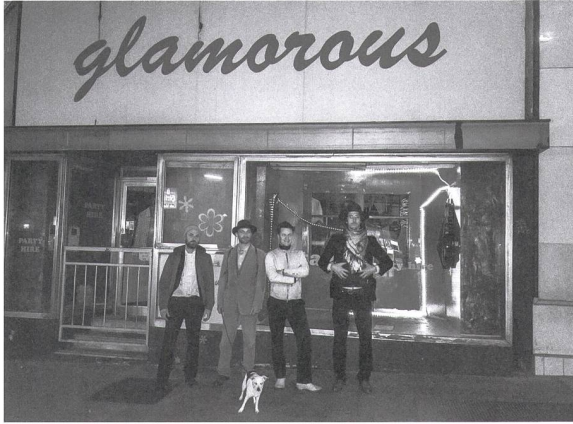
www.ja-kob.ch

sagt am 4. März Ja zur Renovation des Theaters St.Gallen.

Defekte Schlagerversprechen

123 Tracks auf einer Triple-CD im Magic-Jewel-Case: Die Ostschweizer Formation Europa: Neue Leichtigkeit zeigen ihr Bestes der letzten acht Jahre: kritischer High-Trash-Pop für die überfütterte Spassgesellschaft.

Text: Claudio Bucher



Ruedi Tobler, Jonas Bischof, Andrin Uetz und Samuel Weniger sind Europa: Neue Leichtigkeit. (Bild: pd)

Am Anfang war die Elektro-Orgel und das Logo auf der Rückseite der griechischen 2-Euro-Münze: Europa, mal als wacklige Bläser-, Streicher- und Flötenklänge aus einem Billig-Instrument der 70er-Jahre, mal als griechische Mythenfigur – Europa, «die [Frau] mit der weiten Sicht». Dazu kam die «Neue Leichtigkeit», um sich freizumachen von alter Schwere und nüchterner Sachlichkeit. «Europa: Neue Leichtigkeit»: ein suchmaschinenoptimierter Bandname mit Schlagerversprechen.

So ähnlich steht es im Booklet der im Dezember erschienenen Triple-CD (ja, drei «kompakte Scheiben» in einer Plastikhülle) der Ostschweizer Formation um Jonas Bischof. Dazu kam ein Buch (der Titel hält alle Verkaufsversprechen: *Die Texte*) und personalisiertes Directmarketing in Form eines Briefs an die Redaktion, getippt auf einer Hermes Baby, unterschrieben mit echtem Primarschul-Füllli-Blau. *Best of Europa, 2010-2017*: eine proustsche Erfahrung für Premillennials, lange bevor ein CD-Player gefunden werden kann.

Dank Steuergeldern konnte ich die Band – eingeflogen mit Steuergeldern – schon einmal in Hongkong hören, in einem weissen Raum der Zürcher Hochschule der Künste, neben einer Autogarage und einem buddhistischen Zentrum. Ich verstand kein Wort. Das lag aber vor allem daran, dass der Sound, das Wort, im Flatterhall unterging und ich vor dem Space stand, auf der Strasse mit Lee Kit, dem Hongkonger Künstler, der sein Land an der Biennale Venedig vertreten hatte und mit randgefülltem Rotweinglas davon sprach, wie er in seinem taiwanesischen Exil den Baulärm Hongkongs vermisste. Er zeigte auf die Baustelle vor dem Space, hinter uns hallte Europas neue Leichtigkeit.

Den Texten – zentral bei E:NL – kann nun auf 100 Seiten auf die Spur gekommen werden. Auf Seite 56: ein Song über den Hafenkran und die Steuergelder:

So ein Hafenkran ist keine Kunst
Es ist Logistik
Diskussionen über Hafenkranne
Sind Sophistik
Eine Frage steht im Raum
Und sie ist wichtig:
Wer bezahlt das? Wer bezahlt das?
Wer bezahlt das?
Richtig!

Der Steuerzahler (einmal mehr!)
Der Steuerzahler (einmal mehr!)
Wird wieder zur Kasse gebeten
Wird wieder zur Kasse gebeten.

In 24 Stücken besingen E:NL Sinn, Zukunft, Liebe und Angst, Nazigold, Drohnenliebe und den Weltuntergang, mal in Deutsch, mal in St.Galler Mundart, selten Englisch. Und nicht ironisch: Die Schlagerband mit elaborem Code meint es nach Susan Sontag ernst mit dem Frivolen, «frivol mit dem Ernsten». Popmusik wird durch Imitation und Überzeichnung dekonstruiert und mit ihr das Mysterienspiel des Kapitalismus, indem die Band gemäss Selbstbeschreibung «das Prinzip der Massentauglichkeit ad absurdum übersteigert und (...) die Spassgesellschaft masslos überfüttert.»

Der Diskurs wird gehackt mittels Schlagerarchetypen und bedient Exotikfantasien. In einem auf der Band-Website zugänglichen Essay schreibt der Musikologe und Gitarrist Andrin Uetz über den Versuch, das Spektakel der Gala zu hacken: «Die Gala soll nicht gestört oder gar zerstört werden, sondern zerspielt.» Die Zerspielung glückt: Es ist der kritische

Schlager eines der eigenen (männlichen, weissen) privilegierten Position bewussten Europas. Das schlechte Gewissen tanzt mit bei der vermeintlichen Weltflucht.

Und es schweigt sich gut. Instrumentiert sind die Songs hübsch indie und retro (obwohl: Pop war immer schon retro); schwankende Orgel-Sounds, unverzerrte Gitarren-Arpeggios, hochwertig in Lo-Fi aufgenommen. Von den einstigen Anfängen als Technoband ist wenig zu hören. Die Songstrukturen sind Hits entnommen, der Hook ist das Ziel. Besonders schön gelingt das auf dem *Lied der Ängste*:

Dies ist das Lied gegen Ängste
Das durch die Melodie besticht!
Es ist zwar frei von
Argumenten, doch
Gegen Ängste helfen
Argumente nicht.
Gegen Ängste helfen
Argumente nicht.

Stellenweise wünscht man sich neben den ausgeklügelten Texten Detailverliebtheit in der Produktion, eine Spur mehr Virtuosität oder bloss Überraschung. High-Trash-Pop mit Indie-Anleihen und konzeptioneller Denke darf besser klingen. Live gehen die Songs auf, in der gewohnten Hörsituation ist der Genuss der vermeintlich einfachen Kost zuweilen schwierig. Vielleicht ist das ja Absicht. Oder um es mit den Worten des Poptheoretikers Jörg Scheller zu sagen: «Einfach war Pop nur, solange man tanzte. Aber wer tanzt schon ewig?»

Die Best-of-Europa-Triple-CD (Songs, Demos und ein Audioessay) und das Textbuch sind seit Dezember erhältlich.

neueleichtigkeit.eu



Von links: Marc Jenny, René Zosso und Daniel Mittag (Bilder: pd)

In einem bemerkenswerten Artikel im Tagesanzeiger (Freitag 15. Dezember 2017) schreibt Philippe Zweifel über die St.Galler-Dialekt Band Knöppel (vormals Jack Stoiker) mit Texter und Sänger Daniel Mittag, Marc Jenny (Bass) und René Zosso (Percussion): «Es kommt ganz sicher vor, dass die Menge aus vollen Kehlen Songzeilen mitbrüllt, die Masturbation als Universallösung feiern.»

Dem kann man als langjähriger Freund der Band nur beipflichten. Und wenn man die Stimmung an den Stoiker-/Knöppel-Konzerten kennt, muss man noch hinzufügen, dass es dem «Familienvater, der in den hinteren Reihen intellektuell mitlächelt» (Philippe Zweifel) auch gerne mal eine Beklemmung beschert, nicht genau zu wissen, warum jetzt gerade die von Stoiker schon in den 90ern verachteten «tätowierten Spiesser» gerade bei diesem Song in Fahrt kommen oder ob die männliche Selbstkritik beim Mitgrölen bei «d'Fraue sind alles Schlampe und d'Gsellschaft isch verloge» und die schon fast mythologische Ambivalenz bei «I ha di immer no gern, au wenn du d'Periode hesch», sarkastisch ignoriert wird.

Aber genau genommen kommt die Beklemmung mindestens zur Hälfte davon, dass man den «tätowierten Spiessern» die Selbstironie, die man selber zu haben glaubt, nicht zutraut und dass man die eigenen Baustellen aus 5000 Jahren Patriarchatsgeschichte nicht wahrhaben will. Aber Stoiker-/Knöppel-Songs sind eben meistens so durchtrieben zweideutig, dass das Grölen und das intellektuelle Mitlächeln oder das Hemmungslose und das Hemmende sich gegenseitig in Schach halten.

Natürlich kann man den Wechsel von Stoikers Hetero-Primitivo-Abarbeitung an der Geschlechterdifferenz zur Knöppel-Konzentration auf das eigene Geschlechtsteil (alle Knöppelsongs handeln irgendwie vom Wichsen und Wichsers), also vom «Pubertären», wie Daniel Mittag treffend sagt, zum «Vorpubertären» auch als Spie-

gelung eines Rückzugs verunsicherter Männlichkeit auf sich selbst lesen. Ein Rückzug, der aber eigentlich in der Knöppelwelt weder ein narzisstischer noch ein resignativer ist.

Viel eher ein kynischer in der Tradition des griechischen Gossen-Philosophen Diogenes von Sinope, der auf dem Marktplatz jeweils öffentlich uriniert und onaniert haben soll. Diese Demonstration körperlicher Grundbedürfnisse inszenierte Diogenes als materialistischen Kern des Menschen also als das, was einem Menschen noch bleibt, wenn man ihm alles nimmt. Und es war zugleich der Protest gegen eine Gesellschaft, die die Armen bis auf die Grundbedürfnisse aller Kultur entkleidet und diese dann in ihrer Nacktheit und Körperlichkeit verachtet und skandalisiert.

Und klingt nicht derselbe Protest aus den folgenden Knöppel-Zeilen? «Mini Turnschue min Charakter min Musigg-schmack – chönd ehr alles haa (...) Chönd wiiter mit em Finger uf mi zeige – i bi's sowieso gsii. Gett nu öppis, do hört de Schpass uuf – öppis goot eu nüüt aa. Figged nöd mit mim Glied – Wenn ein da tör denn ii Figged nöd mit mim Glied – da isch's einzig wommer no bliibt.» Und scheint nicht gar etwas von alter Klassenbewusstsein-Bildung auf in dem Satz, den Stoiker im Video gegen die Durchsetzungsinitiative der SVP spricht: «I wött nöd besser dostoh vor Gricht als en Secondo, das isch für mich e Froog vo der Ehr.»

Angesichts solcher Texte erscheint zwar die Frage, warum Stoiker, der sich in einem Youtube-Video auch für die Wahl Paul Rechsteiners in den Ständerat einsetzte («Er chunt denn nöd zu dir hei, sondern mir schicked ihn uf Bärn»), keine politischen Songs schreibe, etwas gesucht. Die Antwort lohnt sich aber dann doch: «(...) Ausserdem wollen wir ja auch der anderen Seite Platten verkaufen.»

Vielleicht sollte man, wie jüngst wegen des Vormarschs der Rechten debattiert wird, ja wirklich mit der «anderen Seite» nicht allzu oft diskutieren, aber ihr

Platten zu verkaufen ist nicht die schlechteste Strategie. Oder sie in Konzerte zu laden, wo das Grölen nicht gleichbedeutend ist mit «die Sau rauslassen», und das lustvolle Spiel mit der stets unerledigten Vor- und Hauptpubertät grundsätzlich ohne Erniedrigung und Dämonisierung des anderen und des eigenen möglich ist.

Letztlich ist vielleicht Knöppel auch eine Art notwendige Selbstironisierung der ebenfalls notwendigen Political Correctness, ohne den Lockungen des nazihaften «man wird ja wohl noch sagen dürfen» zu erliegen. Vielleicht... vielleicht auch nicht ganz.

Aber ich für meinen Teil muss jedenfalls gestehen, dass in vielen meiner dialektischen und schwierig zu lesenden politischen Essays am Ende der Kerngedanke sich auch nicht viel anders darstellt als in diesem Knöppelvers: «Em Grossmami sin Kafi isch volle Koffein! I de Tonfischdose hätt's in Wirklichkeit Delphin! Jede wo en Bart hät isch en Terrorischt! Und i jedem zweite Opel Corsa sitzt en Polizischt! Sorry, aber d'Wohrheit isch halt äbe immer unaagnehm! Alls isch e Problem ehr Wichser, alls isch e Problem!» Besser geht Realismus derzeit nicht. (Rolf Bossart)

Knöppel:

26. Januar, Grabenhalle St.Gallen

Carte blanche



Agusti Fernandez (Bild: pd)

Jazz:now im Eisenwerk Frauenfeld: Das ist eine lange gemeinsame Geschichte, ein prägender Teil der Eisenwerkkultur. 2018 erhält die Reihe ein neues Gesicht. Marc Jenny, im ersten Beruf Bassist, im zweiten Saiten-Co-Verlagsleiter, hat für das Programm eine carte blanche erhalten. Herausgekommen sei «eine sehr persönliche Auswahl von Musikern, die mich beeinflusst und weitergebracht haben», sagt Jenny. «Inhaltlich liegt der Fokus auf Jetzt-Musik. Der Bezug kommt immer vom Jazz her. Das heisst: radikale Offenheit – aber dennoch mit eigenem Standpunkt.»

Zum Kreis der Eingeladenen gehören zum Beispiel der portugiesische Bassist Carlos Bica und sein Band Azul: ein Trio mit Gitarrist Frank Möbus und Schlagzeuger Jim Black, ausserdem der Balafon-Virtuose Aly Keita, der zusammen mit Klarinetist Jan Galega Brännimann und Schlagzeuger Lucas Niggli für eine experimentelle und Kontinente übergreifende Szene steht. Im Trio, der Herzformation des Jazz, geht es weiter: Heinz Herbert Trio, Aurora Trio um Pianist Agusti Fernandez oder Marc Jenny im Dreiklang mit dem iranischen Oud-Spieler Bahur Ghazi und Trompeter Werner Hasler. Zwei weitere Jenny-Projekte gehören mit zum Programm: Stimmsaiten, das improvisationsfreudige Quartett mit Sonja Morgenegg, Marcello Wick und Lorena Dorizzi, nimmt diesmal den Bläser Balthasar Streiff mit auf seine Expedition, und beim elektronisch-improvisierten Konzept «Yes don't panic» finden sich sechs Musikerinnen und Musiker zusammen. Den Saisonabschluss im Dezember macht die CIA: das Collective of Improvising Artists mit Musik und Stummfilmen. «Aktuelle und visionäre Musik»: So lautet das Versprechen der achteiligen Reihe. «Dass jazz:now immer wieder ein Programm präsentiert, das konsequent Grenzen auslotet und viel freie Improvisation beinhaltet, ist und bleibt ein Wagnis», heisst es in der Ankündigung. (Su.)

Yes don't panic: 24. Januar 20.15 Uhr,
Eisenwerk Frauenfeld

Eisenwerk.ch/jazznow

Die Wurlitzer ruft



Bernhard Ruchti (Bild Su.)

Wenn Bernhard Ruchti in die Tasten greift, glaubt man sich nach Hollywood versetzt. Ein Druck auf «Pferdegetrappel», und schon jagt John Wayne über die Prärie. Oder die Taste «Cable Car» – und wie von Zauberhand taucht die Silhouette von San Francisco auf. Das grandiose Instrument, das diese Zeit- und Raumreisen in Gang setzt, ist eine Wurlitzer...

So begann vor Jahresfrist der Saiten-Bericht über die dritten St.Galler Stummfilmkonzerte. Jetzt steht die vierte Auflage des eigenwilligen Festivals auf dem Programm. Meisterwerke aus der Stummfilmzeit, wenn möglich analog gezeigt, und dazu Live-Musik auf der historischen Wurlitzer-Kinoorgel von 1923: Das ist das Erfolgsrezept des Anlasses und seines Erfinders Bernhard Ruchti. Für 2018 hat Ruchti Richard Hills aus London als Gastorganist eingeladen, der bereits 2015 in St. Gallen gespielt hat. Er begleitet am Freitag einen Klassiker des deutschen Stummfilms: *Das Cabinet des Dr. Caligari*, gezeigt in der restaurierten Fassung von 2014. Am Samstag greift Hills zu einem der Genies der amerikanischen Komödie in die Tasten: Harold Lloyd. «Sein Kurzfilm *Never Weaken* gilt als Meisterwerk und besticht durch harlekinische Züge ebenso wie durch halsbrecherische Kapriolen in schwindelerregender Höhe – damals alles ohne Spezialeffekte gedreht», heisst es in der Voranzeige des Festivals. Hauptfilm am Samstag ist *Grandma's Boy*, einer der ersten Filme, in denen eine Komödie eine durchgehende Dramaturgie mit realen Charakteren erhalten hat. Am Sonntag schliesslich flimmern im familienfreundlichen Programm Walt Disneys *Alice's Wonderland*, *Der scheinote Chinese* von Lotte Reiniger und Buster Keaton in *Neighbors* über die Leinwand, begleitet von Bernhard Ruchti.

Für sein Engagement hat Ruchti im November einen Förderpreis der Stadt bekommen. Die Wurlitzer von St.Georgen ist aber nicht sein einziges Instrument; im Hauptamt ist Ruchti als Organist an der städtischen Hauptkirche St.Laurenzen tätig. Hier hat er unlängst eine CD eingespielt, die Orgel- und Klavierwerke vereinigt und Ruchti auch als Komponisten vorstellt. *Echos from Chrysospilia* heisst das Opus. (Su.)

St.Galler Stummfilmkonzerte

19. bis 21. Januar, Kirchgemeindehaus St.Georgen
St.Gallen

stummfilmkonzerte.ch

Frankophon im Gebirge



Valentine Michaud (Bild: pd)

Musique am Berg geht ins zweite Jahr: 2017 hatten die Konzertveranstalter Jürg Hochuli und Nicole Borra die Idee erstmals in die Tat umgesetzt, mit Musik den Röstigraben zu überwinden und das neue Hotel auf der Schwägalp mit frankophonen Klängen zu füllen. Der Publikumserfolg gab ihnen Recht – die Kombination von spartenübergreifender Musik und attraktiv verschneider Land-schaft scheint zu funktionieren.

Die zweite Auflage jetzt im Januar macht den Sparten-Horizont noch weiter auf als im Vorjahr. Die Basler Chanson-Gruppe Mistral eröffnet das Samstagprogramm unter dem Motto «37 Grad», ein Wärmeschub gegen die voraussichtlichen Minustemperaturen draussen. Es folgt Akkordeonist Goran Kovacevic mit fünf seiner Studentinnen und Studenten und einem Programm «à la française». Herzschmerz und Swing von Edith Piaf, Jacques Brel und Serge Gainsbourg bietet am Abend die Genfer Gruppe Le Sirop d'la Rue um die Sängerin Stéphanie Quastana. Klassischer klingt der Sonntag: Das Streichquartett Sotto Voce aus Lausanne spielt mit Saxophonistin Valentine Michaud Werke von Bizet, Piazzolla, Couperin, Satie und anderen. Die Veranstalter versprechen ein «Amuse-oreille».

Dass an den zwei Tagen geradezu, wie es die Ankündigung glauben macht, «die Säntiswand ins Schwingen» kommt, ist zwar eher unwahrscheinlich. Ein paar Herzenssaiten dürfte das Programm aber schon zum Klingen bringen. (Su.)

Musique am Berg

27. und 28. Januar, Säntis-Hotel Schwägalp

musiqueamberg.ch

Bleiben Sie angezogen, wie auch immer ...

Wenn ich einige der Künstlerangebote, die ich in den letzten Tagen und Wochen erhalten habe, betrachte, dann weiss ich nicht so recht, was ich noch sagen soll. «Ein Schürzenjäger-Konzert der jungen wilden Generation heisst volle Breitseite Alpenrock vom Feinsten und Party non stop! Traditionell und cool zugleich, leben der Spirit und der Sound der grossen alten Zeiten wieder auf», holpert das zum Beispiel im Werbetext einer Band vor sich hin.

Oder: «Was Umsatz macht und die Leute in die Event-Spaces holt, zählt für den Veranstalter!», preist ein anderer Musiker seine «Neue Eventkategorie 2.0» an, nämlich: Nacktkonzerte!

«Kürzlich habe ich als klassischer Konzertpianist eine neue Kunstform ausprobiert: Zusammen mit der Nacktivistin xxx habe ich in Potsdam ein Nacktkonzert gegeben, bei dem sowohl die Künstler, als auch das Publikum nackt sind. (...) Das werden Bilder, die viral um die Welt gehen werden, und die sofort einen neuen Trend setzen werden!»

Tschah, mit «neuen Trends» haben wir es allem Anschein nach irgendwie nicht so richtig, da können die Künstler*innen und Bands meiner Agentur einfach nicht mithalten. Falls Sie aber weder auf der Suche nach einer vollen Breitseite Alpenrock noch nach einem nackt gespielten Chopin-Walzer sind, dem Sie auch nur nackig beiwohnen dürfen – dann sind Sie hier richtig. Und dürfen sich auf Konzerte von Daniel Kahn, Robert Rotifer, Rufus Wainwright, Patti Smith oder Rebeca Lane freuen. Wie Sie dann zu diesen Konzerten kommen, bleibt Ihre Sache – aber dem gängigen gesellschaftlichen Konsens zuliebe würde ich vorschlagen: Bleiben Sie angezogen, wie auch immer...

Bertold Seliger
Der Berliner Konzertveranstalter und Publizist
(zuletzt die Streitschrift *Klassikkampf*) in seinem
Dezember-Rundbrief

Silberwölkchen

Man schlägt 2 Eiweiss zu einem steifen Schnee und gibt ihn in den Schüttelbecher. Hierauf fügt man 1 eiergrosses Stück Eis hinzu, ferner 1 Eigelb, ½ Messglas Crème de Bananes, ½ Messglas Cognac & 1 Messglas Rahm. Das Ganze wird nun recht kräftig geschüttelt und dann samt dem Eis in einen grossen Sektkelch gegossen. Mit Saughalm servieren.

Wo man automatisieren kann, wird automatisiert, wo sich Apps und Algorithmen einsetzen lassen, werden diese entwickelt, und was man auslagern kann, wird bitte schön ausgelagert. Ob es sich um das Korrektorat einer Zeitung handelt oder die Hotline eines Unternehmens, kaum ein Berufszweig scheint derzeit vorm Strukturwandel gefeit. Oder doch? Bisher blieb das Gastgewerbe von dieser Entwicklung weitgehend verschont, und absurde Automatisierungsschritte wie die Einführung vollautomatischer Kaffeemaschinen werden gerade vielerorts wieder rückgängig gemacht. Plötzlich zählt wieder die Fertigkeit der agierenden Person – was man mitunter leidvoll am eigenen Leib erfahren muss. Zumindest dann, wenn der Cappuccino visuell und haptisch eher an eine Badewanne als an ein Kaffeegetränk gemahnt. Doch wie bei einer analogen Fotografie liegt die Aufregung – ob im Guten oder Schlechten – oft gerade im Unerwarteten, in der Überraschung, in der Imperfektion.

Aus welchem Grund geniesst man sein Bier in einer schummerigen Spelunke? Sind es die angesäuselten Gspänli, die einen aus der bequemen Stube ins raue Nachtleben ziehen, ist es der ranzige Tresen, an welchem das Bier aus irgendeinem Grund frischer schmeckt als zu Hause, oder ist es die Person, die hinter dem Barmöbel hantiert? Offenbar ist der Mensch nicht ganz unwichtig, wenn es um die Bar geht. Denn auch wer alleine am Tresen sitzt, ist dabei selten tatsächlich ohne Gesellschaft. In diesem Sinne betrachtet die Gastronomielegende Schraemli denn auch die Kommunikationsfähigkeit des Bartenders als zentral: «Wer es mit den Gästen nicht ‚kann‘, der ist in einer Bar ganz bestimmt fehl am Platze.» Sprachtalent und ein gewisser gesellschaftlicher Elan seien dabei unverzichtbar, wobei der Barman sein Sinnen und Denken nicht von der Erotik gefangen halten lassen dürfe, «denn gar leicht machen ihm unter dem Einfluss des Alkohols stehende Frauen [oder Männer] Avancen, die sehr rasch zu seinem Verderben führen können.»

Das soziale Spiel im Gasthaus, ja die Unstetigkeit des Gemüts – von Gast und Gastgeber – sind gewichtige Aspekte, die die Spannung des Ausgehens mitausmachen. Nicht zuletzt aus diesem Grund, ob all der Emotionen und Instinkte, die sich im Nachtleben meist ungefiltert zeigen, wiegt der berufliche Rucksack der Barschaffenden schwer. So bemerkt denn auch Schraemli: «Wir im Gastgewerbe stehen in einem interessanten Berufe mit oft überraschenden Aspekten, der uns aber vom rein menschlichen Standpunkte aus Zeit unseres Lebens ‚hypothekarisch‘ belastet. [...] Wie sich der Arzt recht oft die Frage stellen muss, ob seine Aufopferung der Mühe wert ist, so müssen auch wir uns besinnen, ob nicht alles schal und fade ist, und ob als Fazit unseres Lebens dereinst nicht eine grenzenlose Enttäuschung übrig bleibt.»

Das Risiko der grenzenlosen Enttäuschung wollen wir gerne mittragen. Wie Badeschaum zerfallen über die Jahre so manche Vorstellungen im Leben. Und das macht in vielem den Reiz von eben diesem aus. Daher geniessen wir doch diesen Advent unser «Silberwölkchen» mit Bedacht, schauen zu, wie der Schaum zerfällt und erfreuen uns dabei am zerknitterten Papier, in welches das Geschenk unserer Nichte gepackt ist, das uns doch, gerade weil es nicht perfekt ist, im Herzen berührt.

Niklaus Reichle, 1986, und Philipp Grob, 1982, Sozialwissenschaftler und Bartender, arbeiten an einem Projekt zur Aufarbeitung der helvetischen Cocktailkultur.

3 Gedichte im Januar

Endlosschleife

Wir treiben dahin
Auf der grossen Karte
& sind wie Schiffe
In dunkler Nacht,
Kleine Punkte
Auf weitem Meer,
Manchmal ein Licht,
Das uns einschlafen lässt,
Reling an Reling,
Bevor wir auf eigenem Kurs
Weitersegeln,
Quererse no tiene horarios
Ni fecha en el calendario
Singt Simón Díaz in Endlosschleife

Uno no tiene la culpa

Claire Plassard, 8. Januar 2017

Schuld?

Ein verrostetes Konzept
Völlig ausrangiert
Der Wagen dümpelt
Auf dem Abstellgleis

Das Leben ist zu kurz
Für Schuldzuweisungen

Florian Vetsch, 27. Januar 2017

Immer zu kurz die Zärtlichkeit

Immer
Zu kurz
Der Sommer
& die Bücher
& zu kurz
Sonntage auf Rügen
& immer
Zu kurz
Scarlattis Sonaten
& Rameaus Suiten
& zu kurz
Abschiede in Zügen
Immer
Zu kurz
Durchzechte Nächte
Die Morgendämmerung
& in den Haaren schöne Hände
Viel zu kurz
Das Lieben
& das Leben
& immer
Zu kurz
Die Zärtlichkeit.

Claire Plassard, 29. Januar 2017

Monatstipps der Magazine aus Aargau, Basel, Bern, Luzern, Winterthur, Olten und Zug

Mit Saiten zusammen bilden diese unabhängigen Kulturmagazine die Werbeplattform «Kulturpool» und erreichen gemeinsam eine Auflage von über 200'000 Exemplaren. kulturpool.biz

AAKU
Aargauer Kulturmagazin



Wortgewalt

Wer die beiden wortlosen Wortkünstler noch nie gelesen hat, sollte das neue Programm «Seitenwechsel» von Ohne Rolf nicht verpassen. Das mehrfach ausgezeichnete Duo steht mit seiner plakativen Kunst zwischen sprachspielerischer Leichtigkeit und philosophischer Tiefe. Die Performance entsteht einzig durch das Blättern von beschriebenen Plakaten und den bösen oder liebevollen Austausch ihrer Blicke.

Ohne Rolf: Seitenwechsel
18. Januar, 20.15 Uhr,
Aula Kantonsschule Wohlen

Programmzeitung
Kultur im Raum Basel



Wiedergeburt

Das Antikenmuseum Basel widmet sich dem Felsengrab Sethos I., das 1871 im Tal der Könige entdeckt wurde. In einem Grossprojekt digitaler Rekonstruktion wird eine detailgetreue Nachbildung von zwei Kammern der mehr als 3000 Jahre alten Grabstätte gezeigt.

Scanning Sethos: Die Wiedergeburt eines Pharaonengrabes
bis 6. Mai, Antikenmuseum
Basel
antikenmuseumbasel.ch

BKA
BERNER KULTURMAGAZIN



Jubiläumsschlacht

Das Schlachthaus Theater in Bern ist das Haus für die Freie Szene, für innovatives Theater und interaktive Performances, und das seit 20 Jahren. Am langen Jubiläumswochenende gibt es unter dem Titel «Don't Look Back» das Stück «Still in Paradise» der Performer Yan Duyvendak und Omar Ghayatt und das Tanzstück «Dancing About» von Gob Squad zu sehen. Zum Schluss lädt die Band Captain Frank zum Geburtstags-Karaoke.

Don't Look Back
11. bis 14. Januar,
Schlachthaus Theater Bern
schlachthaus.ch

041
Das Kulturmagazin



Ethnojazz

Das Tropenhaus Wolhusen veranstaltet stets feine Konzerte von Bands aus Regionen, mit denen es sich in seinen Ausstellungen beschäftigt. So auch jenes von Beyond Borders, der Band der beiden tunesischen Brüder Amine und Hamza, die orientalische Klangwelten mit europäischem Jazz fusionieren.

Amine und Hamza: The Band Beyond Borders
27. Januar, 18.30 Uhr,
Tropenhaus Wolhusen
tropenhaus-wolhusen.ch

KuL



Reinigungskräfte

Clean City wurde erstmalig im Februar 2016 in Athen aufgeführt und eroberte von dort aus die Bühnen Europas. Das gefeierte Theaterstück war unter anderem schon beim Theaterspektakel in Zürich, an den Münchner Kammerspielen und dem Théâtre de la Ville in Paris zu sehen – und nun auch im SAL in Schaan: Reinigungskräfte verschiedener Einwanderergenerationen erzählen von Solidarität in Zeiten der Krise.

Clean City
17. Januar, 20 Uhr, Saal am
Lindaplatz Schaan
tak.li

Coucou

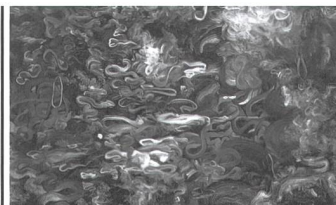


Geheimnisbewahrer

Ein weiteres Mal schafft es das Gewerbemuseum, einen Alltagsgegenstand ins Zentrum der Aufmerksamkeit und in ein ungewohntes Licht zu rücken. Stargast der Ausstellung «Cupboard Love» ist, wie es das englischaffine Auge bereits im Namen entdeckt hat, der Schrank. Täglicher Begleiter, Diener für unseren Besitz, Geheimnisbewahrer, Kunstgegenstand und Kunstobjekt, omnipräsent und versteckt.

Cupboard Love
bis 22. April, Gewerbemuseum
Winterthur
gewerbemuseum.ch

KOLT



Einblicke

Die Jury, welcher der Oltner Architekt Matthias Kissling, die Basler Kuratorin Claire Hoffmann und der St.Galler Künstler Alex Hanimann angehörten, hat rund 100 Werke von 59 Einzelpersonen und Kunstkollektiven ausgewählt. Damit gibt die Jahresausstellung einen reichhaltigen Einblick in die äusserst lebendige und vielseitige Solothurner Kunstszene.

Jahresausstellung der Solothurner Kunstschaffenden
bis 21. Januar
Kunstmuseum Olten
kunstmuseumolten.ch

ZUGKultur



Flegeljahre

Lanz hat es nicht einfach. Kind ist er nicht und erwachsen schon gar nicht. Lanz ist 14 Jahre alt und mitten in den Flegeljahren. In einer Projektwoche soll er einen Blog schreiben, auf den er überhaupt keine Lust hat. Lanz will nicht schreiben – sondern flirten. Zum Beispiel mit der schönen Lynn. Aber die ist gar nicht im Kurs, dafür Gilgen, der übelste Lehrer der Schule. Das wird lustig.

LiteratU30-Lesung mit Flurin Jecker
24. Januar, 20 Uhr,
Galvanik, Zug
literarische.ch